

Der Krieg in Italien 1859

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **139 (1860)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373082>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

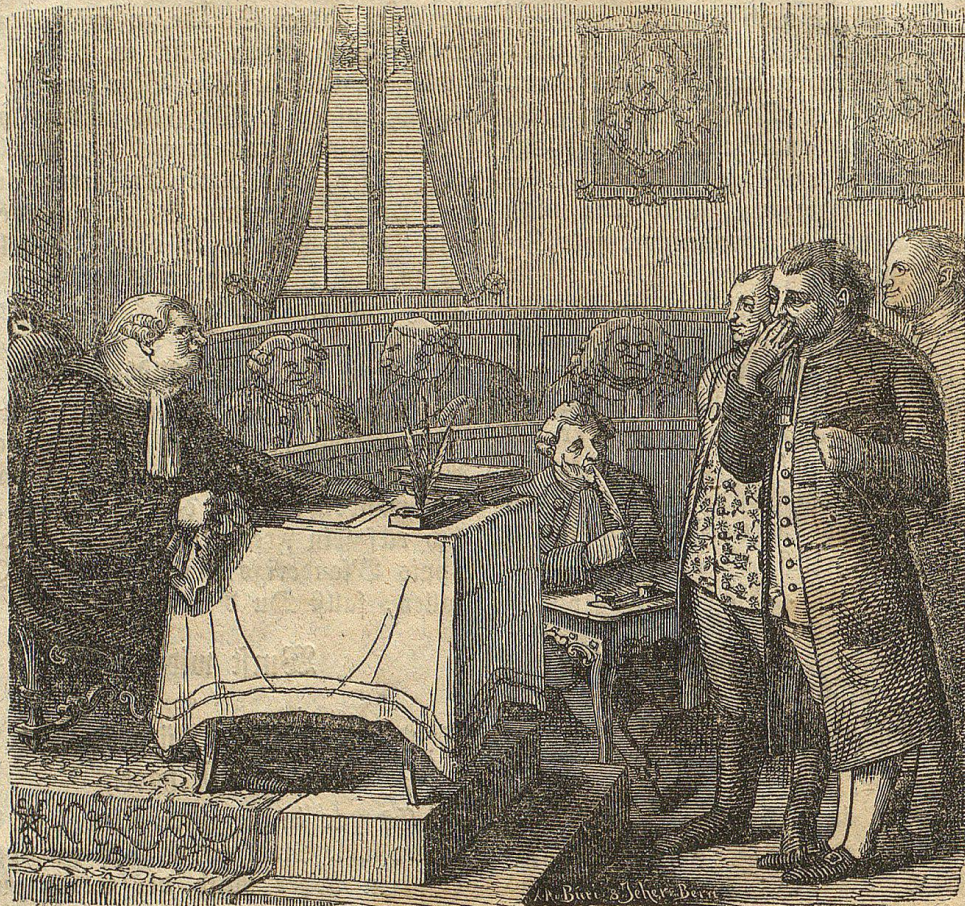
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ordnung zu protestiren. Einer derselben that dies in besonders kräftiger Weise und erlaubte sich fast unziemliche, gröbliche Ausdrücke, mit dem Bedeuten: die hohen Herren verständen nichts von ihrem ehrf. Handwerk und thäten besser, sich mit anderweitigen Regierungsgeschäften zu befassen. Der Bürgermeister, in dem

Bewußtsein seiner Weisheit gekränkt, ruft dem letzten Sprecher endlich zu: „Ehr müend gär nüd so wüest tho, ehr Dohse — (räuspert sich) — Mezger.“ Darauf wird ihm von dem Mezger erwidert: „Mer send denn no lang ka dere Dohse, wie Ehr — (räuspert sich) — öppe manid.“



Der Krieg in Italien 1859.

Nimmt der Zeitungsleser seine Landkarte zur Hand und betrachtet die geographische Lage Italiens, so wird ihm unwillkürlich die Meinung beifallen, daß dieses glücklich gelegene Land, fast so gut als Großbritannien, durch seine natürlichen Verhältnisse gegen jeden Einbruch einer Fremdherrschaft gesichert sei. Die Halbinsel, auf drei Seiten von Meeren umgeben und auf der vierten von den höchsten Gebirgen des Erdtheils geschützt, erscheint auf

den ersten Anblick für äußere Feinde fast unzugänglich. Und doch steht Italien, im tiefsten Widerspruch mit der Gunst dieser seiner natürlichen Lage, seit Jahrhunderten bald unter dieser, bald unter jener Fremdherrschaft. Jetzt war es den deutschen Kaisern, jetzt den spanischen oder französischen Königen, jetzt Napoleon I., endlich dem österreichischen Kaiserhause unterworfen. Wie erklärt sich eine so unglückliche Erscheinung?

Der Leser hat aus der Darstellung der Belagerung und des Mordes von Greifensee



Kampf zwischen 3 österreichischen Husaren mit der Besatzung von Voghera und 10 piemontesischen Sargenreitern.

gesehen, welche Gefahr für die Selbstständigkeit eines Landes darin liegt, wenn es zuläßt, daß fremde Mächte sich in seine inneren Angelegenheiten mischen. Die italienische Nation erfreute sich im Mittelalter unter der republikanischen Regierungsform einer Blüthe, wie kaum ein anderes Volk der Erde. Die freien Städte und Freistaaten, wie Venedig, Genua, Florenz, Mailand u., führten den Welthandel und waren im Besitze größerer Macht, als ausgedehnte Königreiche. Ein außerordentlicher Wohlstand erhöhte den Stolz eines bürgerlichen Selbstgefühles, und der Glanz der geistigen Kultur umstrahlte Handel und Gewerbe. Die größten Dichter sangen unsterbliche Lieder, glänzende Künstler verherrlichten die Kunst, der Astronom Galilei entdeckte die Bewegung der Erde um die Sonne und Kolumbus die neue Welt. — Da aber diese blühenden Freistaaten durch kein politisches Band, wie z. B. die schweizerische Eidgenossenschaft mittelst der alten Tagsatzung oder jetzt mittelst des neuen Bundes, zur gemeinsamen Verathschlagung und Vertheidigung mit einander verbunden waren, also jedes politischen Zusammenhanges ermangelten, so lebten sie unter sich in beständigen Fehden und inneren bürgerlichen Streitigkeiten. Die großen Städte rieben sich an den kleinen; eine Republik suchte die andere zu unterwerfen, und bald wüthete die Flamme der Zwietracht in ganz Ober- und Mittelitalien. Die unaufhörlichen Kämpfe eines so heftig entbrannten Parteigeistes ermöglichten es einzelnen reichen Kaufleuten und glücklichen Kriegern, sich in den bis dahin freien Gemeinwesen als Selbstherrscher aufzuwerfen. Dieselben nahmen bei den nie ruhenden Kriegen französische und deutsche Truppen in Sold. Eben so riefen auch die Päpste von je her fremde Hülfe herbei.

Der Parteiname des Mittelalters für die Anhänger des deutschen Kaisers in Italien war Ghibellinen, derjenige für die Anhänger des Papstes war Guelfen. Nach den langen und gräßlichen Kämpfen dieser zwei todsfeindlichen Parteien fiel das Mailändische unter die Herrschaft der Familie Visconti, welche ihm mehrere Herzoge gab. Als diese Familie 1447 ausstarb, setzte sich Franz Sforza in den Besitz des erledigten Herzogthumes. Aber die letzte Erb-

tochter des Hauses Visconti, Valentine, hatte den Herzog Karl von Orleans geheirathet, und der Enkel des Herzogs von Orleans, der König Ludwig XII. von Frankreich, erhob darum Ansprüche auf das Herzogthum Mailand. Hierin lag der Ursprung der langen französischen Kriege; aber weder Ludwig XII. noch Franz I. von Frankreich wollte es gelingen, Mailand für die Dauer zu behaupten. Als auch die Familie Sforza ausstarb, belehnte der deutsche Kaiser Karl V. seinen Sohn Don Philipp II. von Spanien mit dem Herzogthum Mailand, welches nun bis zum Jahre 1713 bei der spanischen Krone verblieb. Nachdem aber Spanien sich in Italien festgesetzt hatte und mit Frankreich um den Besitz desselben kämpfte, hörten die fremden Heere nicht auf, die Halbinsel zu überschwemmen, und Franzosen, Deutsche, Spanier, Oesterreicher und Schweizer schlugen sich auf dem italienischen Boden. Der Frieden von Utrecht vom 11. April 1713, welcher dem 12jährigen spanischen Erbfolgekriege ein Ziel setzte, schied die italienischen Länder dem österreichischen Hause zu, welches im französischen Revolutionskriege vom Lüneviller Frieden bis zum Frieden von Paris Mailand zwar wieder verlor, aber nachher wieder erhielt.

Es hätte in der Hand des Kaisers Napoleon I. gelegen, die Einheit seines Vaterlandes Italien herzustellen und die Freiheit desselben für spätere Zeiten zu begründen. Aber er benutzte seine Herrschaft über Italien, wie auch die über andere Völker, lediglich zur Durchführung seiner selbstsüchtigen Zwecke. Nichtsdestoweniger gewöhnten die Einrichtungen, die er traf, um seinen herrischen Willen zum Vollzug zu bringen, die Italiener an den Gedanken der Nothwendigkeit einer nationalen Einigung. Nachdem Napoleon I. besiegt und Oesterreich 1815 durch den Wiener Kongreß in die Herrschaft über das vereinigte Königreich der Lombardei und Venedigs eingetreten war, gebot das Haus Habsburg zunächst unmittelbar über 5 Millionen Lombarden und Venetianer, bald aber auch mittelbar durch Angehörige jüngerer Linien oder durch besondere Verträge über 1,700,000 Toskaner, 600,000 Modenesen, 500,000 Parmesen und dehnte seinen Einfluß immer entschiedener auch über den Kirchenstaat

aus. Die volksfeindliche Politik des österreichischen Ministers Metternich, welche auch den Lombardo-Venetianern nationale Volksvertretung versprach, aber nicht Wort hielt, die Besetzung der höchsten und besten Stellen nicht durch Italiener und nicht nach Talent und Verdienst, sondern nach Hofgunst und mächtigen Verbindungen, die Lähmung des Armes selbst der Justiz durch den Uebermuth des fremden Militärs, das die italienischen Lande überschwemmte und niederdrückte, ferner die wie ein unsichtbares Netz über Alle ausgespannte geheime Polizei, deren Wirkungen man überall spürte, trotzdem der Deutsche und der Militär geflohen ward wie ein Pestfranker — all' das erbitterte die Bevölkerung in einem Grade, daß sie den Kaiser von Oesterreich als den Erbfeind ansah, welcher jede freie und nationale Regung der Halbinsel durch die brutale Gewalt seiner Bajonnette niederhalte. Der gebildete Kern der Unzufriedenen that sich in geheimen Verschwörungen, namentlich in dem Geheimbund der Carbonari, zusammen; es erfolgten die Aufstände von 1820, 1821, 1831 und 1832. Obwohl diese Befreiungsversuche unter namenlosen Verfolgungen niedergeschlagen wurden, so blieb doch als Ernte der blutigen Saat die immer weiter verbreitete Einsicht übrig, daß die erste Nothwendigkeit das Aufhören der Fremdherrschaft sei. Das Volk erkannte in Oesterreich die Hauptquelle aller seiner Leiden. Unter diesen Umständen sah man sich nach einer organisirten Macht um, welche an die Spitze der nationalen Bewegung sich zu stellen geeignet wäre, und glaubte in dem König Karl Albert von Sardinien den rechten Mann gefunden zu haben. Der König stellte sich an die Spitze des offenen Waffenkampfes gegen Oesterreich. Der Ausgang desselben ist aus der Geschichte der Jahre 1848 und 1849 Jedermann bekannt. Nachdem Karl Albert, von Radezky bei Novara geschlagen, in freiwilliger Verbannung geendet, nahm sein Sohn Viktor Emanuel die Politik des Vaters auf und hoffte durch französische Hülfe das lang' ersehnte Ziel einer Abschüttelung der Fremdherrschaft zu erreichen.

Die Absendung der sardinischen Hülfsstruppen, welche sich in der Krim mit der französischen und englischen Armee an dem Kampfe

gegen Rußland betheiligten, war von dem Gedanken eingegeben, die Unterstützung Frankreichs, vielleicht auch Englands, gegen Oesterreich zu gewinnen. Der Kaiser Napoleon III. selbst bedurfte in kurzer Zeit eines neuen Krieges, um die Aufmerksamkeit der Franzosen von der inneren Bedrückung nach außen abzulenken, und so lag die Bundesgenossenschaft v. Napoleons mit Sardinien im beiderseitigen Interesse. Der sonderbare Neujahrsgruß Napoleons III., welcher am 1. Januar 1859 zu dem österreichischen Gesandten sagte: „Sagen Sie Ihrem Kaiser, daß ich mit seiner Regierung unzufrieden bin, während ich ihn persönlich hochachte“, dieses bekannte Wort deutete die gereiften Pläne an, und ganz Europa erkannte darin eine Drohung oder gar bereits eine Kriegserklärung gegen Oesterreich. Nach verschiedenen, natürlich vergeblichen Vermittelungsversuchen, deren Zeit von beiden Parteien zu den nothwendigen Kriegsvorbereitungen benutzt wurde, erließ am 19. April der österreichische Minister Graf Buol eine Aufforderung unter Kriegsandrohung an Sardinien, seine feindselige Haltung gegen Oesterreich aufzugeben und einen Theil seines Heeres zu entlassen, und am 29. April, nachdem jene Aufforderung ohne Erfolg geblieben war, überschritt die österreichische Armee auf drei Punkten, auf der Mailänder Hauptstraße nach Novara, auf der Straße von Abbiate grasso und auf der von Pavia, den die Grenze zwischen Sardinien und der Lombardei bildenden Fluß Tessin und marschirte in Sardinien ein. Schon am 26. April aber waren in Genua die ersten französischen Hülfsstruppen gelandet. Die piemontesische Armee fand hinter den Flüssen Po, Tanaro und Sesia ihre Stützpunkte hauptsächlich in der Festung Alessandria; ihr linker Flügel hatte die Hauptstadt Sardiniens, Turin, vor einem raschen Ueberfalle zu schützen.

Doch ist erst nothwendig, daß wir uns über die militärischen Kräfte unterrichten, welche den feindlichen Parteien zu Gebote stehen. Neben wir zunächst von den Oesterreichern. Die Summe ihrer im Felde verwendbaren Infanterie besteht in runder Zahl aus 443,500 Mann; sie hat gezogene Gewehre. Die Summe der für's Feld verwendbaren regulären Reiterei beläuft sich auf 54,000 Pferde. Sie besteht aus Kürassieren,

Dragonern, Husaren und Uhlanen. Die ungarische leichte Reiterei ist die beste der Welt. Von der Artillerie sind für den eigentlichen Felddienst disponibel 1568 Geschütze mit 35,500 Mann und 27,200 Pferden.

Die sardinische Linieninfanterie besteht höchstens aus 70,000 Mann. Die Reiterei kommt auf 5400 — 6000 Pferde, und die Artillerie auf etwa 200 Geschütze. Dazu kamen die italienischen Freikorps der Appenninenjäger unter dem Toskaner Ulloa und der Alpenjäger unter dem durch sein ganzes thatenreiches Leben, insbesondere aber durch seine Vertheidigung von Rom und seinen ausgezeichneten Rückzug von dort berühmten General Garibaldi. Die Alpenjäger waren anfänglich 5 — 6000, und die Appenninenjäger 6 — 7000 Mann stark.

Die französische, ebenfalls mit dem gezogenen Gewehr bewaffnete Infanterie läßt sich auf etwa 300,000 Mann, und die Kavallerie, aus 63 Regimentern bestehend, auf zirka 60,000 Pferde schätzen. Die Artillerie theilt sich in die reitende, fahrende und Fuß-Artillerie und in die Pontoniere (Schiffbrückensoldaten) ein. Sie ist ausgezeichnet durch die theilweise Einführung gezogener Geschütze, die sich der österreichischen Artillerie weit überlegen zeigten und ganz besonders bei Solferino auf Entfernungen von 1 Stunde hin großartige Verheerungen anrichteten, wohin die österreichischen Geschütze weitaus nicht trugen.

Was die geistige Kraft der Armeen betrifft, so ist die französisch-sardinische der österreichischen weit überlegen. Der Kaiser von Frankreich spricht zu Franzosen, der König von Sardinien zu Italienern; das vielracige, aus Deutschen, Slaven, Magyaren und Romanen zusammengesetzte Oesterreich aber ist ein wahrhaft nationales Gefühl

in seinem Heere anzuregen nicht im Stande. Auch ist in dem französischen Heere die Kriegserfahrung weiter verbreitet, als in dem österreichischen, und was eine Hauptsache ist: im französischen Heere gilt das Verdienst, die militärische Tapferkeit, der Muth und die Geschicklichkeit, so daß jeder Soldat, der sich dazu brauchbar und würdig erweist, zum Offizier, ja selbst General aufsteigen kann, während im österreichischen Heere der Zufall der Geburt, der Adel, über die höheren Militärstellen



Sprengung der Brücke

entscheidet. In Frankreich, so pflegt man zu sagen, trägt jeder Soldat den Marschallsstab in seinem Habersack, während im österreichischen Heere der Adelige, wenn er auch noch so talentlos ist, die höchsten Stellen einnimmt, indes der würdige Bürgerliche meist leer ausgeht!

Auf dem Kriegsschauplatze in Italien sind vom Ende des Monats April bis zum Anfang des Juni auf österreichischer Seite sieben Armeekorps unter ihren betreffenden Kommandanten erschienen, ein Armeestand, der im Ganzen

auf höchstens 200,000 Mann berechnet werden mag. Allgemein hatte man die Wahl des Feldzeugmeisters Heß, des alten und erprobten Generals, als obersten Befehlshabers erwartet; aber durch den Einfluß des Grafen Grünne, Flügeladjutanten des österreichischen Kaisers, erhielt die oberste Befehlshaberstelle der höher geborene Graf Franz Giulay, ein mehr hochmüthiger und aufgeblasener, als entschlossener und einsichtiger Mann. Die Piemontesen wurden von ihrem tapfern König kommandirt. Die französische Armee endlich, unter dem Oberbefehl des Kaisers Napoleon selbst, früher Alpenarmee, jetzt Armee von Italien genannt, zählte etwa 144,000 Mann Infanterie und 13,500 Mann Kavallerie, so daß die Gesamtstärke der Allirten in Italien (einschließlich 24,000 M. verfügbarer Toskaner) auf etwa 248,000 Mann sich belief.

Die österreichischen Operationen legten alsbald eine vollständige Unfähigkeit der obersten Führung an den Tag. Giulay that vom 29. April bis Mitte Mai so viel als nichts und machte nicht einmal einen Versuch, den regelrechten Aufmarsch der Verbündeten zu stören. Als der Kaiser Napoleon am 13. Mai über Genua in Alessandria erschien, stand bereits eine Armee von wenigstens 150,000 Franzosen und eine sardinische von 80,000 Mann den vier über den Tessin gegangenen österreichischen Armeekorps gegenüber, jeden Augenblick zum Angriffe bereit.

Am 20. Mai erfolgte eine große Rekognoszirung bis Montebello, welche den Zweck hatte, die Stellung u. Macht des rechten Flügels der Franko-Sarden zu erforschen. Die österreichischen Soldaten schlugen sich mit bewunderungswürdiger Tapferkeit; der Eindruck, den das Gefecht machte, war ihnen



Brücke Vecchio in Magenta.

durchaus günstig. Ihr Verlust im Treffen betrug etwa 1290 Mann, darunter 41 Offiziere, während der Verlust der Verbündeten sich auf mehr als 1500 Mann belief.

Schon am 21. Mai, einen Tag nach dem Treffen von Montebello, passirte der sardinische General Cialdini die Sesia nördlich von VerCELLI und drängte die österreichischen Vorposten zurück. Am 22. Mai führte der König Viktor Emanuel selbst eine Reconnoissance gegen die drei Dörfer Palestro, Vinzaglio und Casalino aus. Am 23. Mai ging Garibaldi mit 6000 Freiwilligen über den Tessin, hart am Lago Maggiore; am 24. besetzte er Varese; am 26. drängte er einen Angriff von 2000 Desterreichern zurück, und am 27., Abends 10 Uhr, zog er in Como ein. Ueberall sammelte der patriotische General neuen Zuzug; das Gebiet am See von Lecco und das Veltlin erhoben sich gegen Desterreich. Indessen aber erschien das fliegende Korps des Marschalls Urban auf dem Plage und griff am 29. Mai Garibaldi bei Camerlata und Como an. Ein anderer Trupp Desterreicher verlegte ihm den Rückzug. Garibaldi wich der Uebermacht bei Como und wandte sich gegen Lavano, um den Langensee zu gewinnen. Am 31. errang er einige Vortheile gegen die Desterreicher. Marschall Urban aber, der vor Begierde brannte, die Stadt Varese zu züchtigen, wandte sich nach derselben und brandschagte sie tüchtig. Am 1. Juni aber trafen Nachrichten ein, die ihn für augenblicklichen Rückzug bestimmten; Garibaldi folgte ihm auf dem Fuße, schlug ihn in einem kurzen Gefechte und marschirte am 2. Juni abermals triumphirend in Como ein. Immer gleich kühn als einsichtsvoll, bewährte der tapfere General auch hier wieder seinen alten Ruf. Unterdessen aber waren bei der Hauptarmee große Dinge vorgegangen.

Das österreichische Hauptquartier war trotz der Züge Garibaldi's und der Reconnoissance Viktor Emanuels ruhig in Garlasco geblieben, so weit wie möglich nach Süden hin von den bedrohten Punkten bei VerCELLI entfernt. Am 30. Mai ging Viktor Emanuel an der Spitze von vier sardinischen Divisionen über die Sesia und griff die Verschanzungen von Palestro, Vinzaglio und Casalino an; ein Manöver, mit

welchem jene merkwürdige Umgehung der österreichischen Armee sich eröffnete, von der das Hauptquartier Giulay's nichts bemerkte. Die Desterreicher vertheidigten Palestro mit Löwenmuth und wehrten sich tüchtig bei Vinzaglio; aber hier wie dort waren sie der Zahl nach zu schwach, um erfolgreichen Widerstand zu leisten. Dies war aber das Geringste; die verhängnißvolle Folge bestand in dem Umstande, daß die Franzosen während des Gefechtes von Palestro über die Sesia gingen und am andern Tage, den 1. Juni, ihre Bewegung ungestört fortsetzten, so daß am 2. Juni drei französische Armeekorps nebst der französischen Garde zu Novara standen. Am 3. Juni ging auch die piemontesische Armee über Novara vor, und ein französisches Armeekorps überschritt nebst einer Division Garde den Tessin. Während dieser drei Tage, wo jede Minute so kostbar war, zögerte Giulay und zögerte; er erkannte die Gefahren seiner Stellung nicht und unterließ es sogar, eine hinreichende Anzahl Truppen in die Nähe des wahrscheinlichen Schlachtfeldes zu werfen.

Es erfolgten am 3. und 4. Juni die für die Desterreicher unglücklichen Gefechte bei Turbigo, Buffalora und Magenta. Die Schlacht von Magenta wird in der Kriegsgeschichte ewig denkwürdig bleiben eben so durch die schlechten Stellungen des österreichischen Hauptquartiers, als durch die Heldenthaten der einzelnen österreichischen Korps und Soldaten. Es war ein furchtbarer Kampf. Gegen wenigstens 110,000 Franzosen fochten höchstens 75,000 Desterreicher mit einer Ausdauer, die ihnen trotz der größeren Zahl der Gegner den Sieg hätte sichern können, wenn nur ein einziges frisches Korps von den zu spät anlangenden von Anfang an auf dem Schlachtfelde zur Hand gewesen wäre. Gewiß ist, daß wenigstens 13,000 Desterreicher und 10—12,000 Franzosen an diesem blutigen Tage außer Gefecht gesetzt worden sind. Die Früchte des Sieges waren aber für die Franko-Sarden äußerst bedeutend. Als bald erfolgte der feierliche Einzug Napoleons III. und Viktor Emanuels in Mailand. Die Räumung Piacenza's und der ganzen Lombardei bis zum Mincio war nicht nur ein militärischer, sondern auch ein politischer Erfolg.

Am 8. Juni Abends fand ein ernstes Rückzugsgefecht bei Melegnano statt, welches aber im Angesicht des mörderischen Kampfes, der sich nunmehr an dem Flusse Mincio vorbereitete, kaum der Erwähnung werth scheint.

Die österreichische Armee hatte sich auf ihre Hauptvertheidigungslinie am Mincio zurückgezogen, und der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich persönlich das höchste Kommando übernommen. Sein Hauptquartier war in Villafranka, ungefähr 3 Stunden hinter dem Mincio. Die Franko-Sarden unter der Anführung des Kaisers von Frankreich rüsteten sich zum Angriff auf das berühmte Festungsviereck. Da ward in der österreichischen Armee beschlossen, von der Defensiv zur Offensiv (von dem Vertheidigungs- zum Angriffskriege) überzugehen. Am 23. Juni überschritten die Oesterreicher an vier Punkten den Mincio. Ihre Absicht scheint gewesen zu sein, den Feind in die Gebirge zu treiben. Aber Napoleon bekam alsbald Kunde von dem Unternehmen. Die österreichische Armee hatte am 24. Juni Morgens 3 1/2 Uhr schon abgeköcht. Kaum war dies geschehen, als die Avantgarden des Feindes vorrückten und Plänklergefechte sich entwickelten. Vormittags um 10 Uhr kam es zu einem Zusammenstoß der Hauptarmeen; von beiden Seiten wurde heldenhaft gekämpft. Der Hauptangriff der Franko-Sarden geschah gegen Solferino und Cavriana. Die Piemontesen, auf dem linken Flügel der Verbündeten, wurden von dem österreichischen General Benedek geworfen. Die Durchbrechung des österreichischen Zentrums durch die Franzosen aber veranlaßte den Rückzug der Oesterreicher, welcher spät Abends unter einem furchtbaren Gewitter angetreten wurde. Seit dem Tage von Waterloo dürfte es keinen blutigeren Tag in der Welt gegeben haben, als den Tag von Solferino. Leichenhaufen bedeckten das Schlachtfeld. Ueber die gegenseitigen Verluste wurde anfänglich ein unheimliches Stillschweigen beobachtet; jetzt aber weiß man, daß die Oesterreicher mit Einschluß der Vermissten 22,000 Mann einbüßten, während die Verbündeten einen Verlust von 19,000 Mann eingestehen, wovon über 5000 auf die Piemontesen kommen. Wahrscheinlich haben die Verbündeten an Todten und Ver-

wundeten mehr verloren als die Oesterreicher, da Jene höchst feste Stellungen zu erobern hatten. Es fielen also an diesem einen Tage allein zirka 40,000 Mann auf beiden Seiten! *)

Die Furchtbarkeit des Kampfes veranlaßte in den ersten Tagen des Juli den Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen den beiden feindlichen Kaisern, welchem ein alle Welt überraschender Frieden (12. Juli) auf dem Fuße folgte. Der Frieden steht auf dem Papier; aber seine Folgen sind ohne Zweifel über Kurz oder Lang noch ungleich größere Verwickelungen.

So blutig dieser Krieg war und so mörderisch die einzelnen Schlachten, so war doch ein gewisser ritterlicher Geist in den Kämpfenden, und ein so trauriger und abscheulicher Mord, wie der von Greifensee an wehrlosen Gefangenen, wäre heutzutage eine Unmöglichkeit. Um den Geist zu kennzeichnen, in welchem die gegenseitigen tapferen Krieger ihre Aufgabe erfassen, wollen wir einige wahrhaftige und eigenthümliche Szenen und Züge aus den Kämpfen dem geneigten Leser erzählen.

Eine Szene aus der Schlacht bei Solferino. Viermal stürmten die Franzosen die steilen, an manchen Punkten fast unzugänglichen Höhen von Solferino; eben so viele Male wurden sie von den Oesterreichern zurückgeworfen, die aus den Häusern, dem alten Schlosse, den Weingärten und Hecken ein furchtbares Kanonen- und Gewehrfeuer unterhielten. Ganze Reihen der stürmenden Franzosen stürzten die Anhöhe herab und häuften sich am Fuße der letzteren zu Hügeln von Leichen an. Die übrig gebliebenen fielen vor Ermattung nieder und schrien nach Wasser, um in der furchterlichen Hitze von 33° R. ihren Durst zu löschen. „Meine Kinder, es giebt kein Wasser hier!“ antwortete der Marschall Baraguay d'Hilliers; „wir finden es dort oben!“ und dabei zeigte er nach dem Thurme von Solferino. In diesem für die Franzosen kritischen Augenblicke zeigten sich die Spitzen neuer Hülfstruppen, darunter Garde-Voltigeurs. Die todesmatten Truppen rafften sich von Neuem auf, kauten Gras und Baumblätter, um ihren brennenden Durst zu stillen, und stürmten zum fünften Male die Anhöhen hinauf. Dies Mal war der Anprall unwiderstehlich. Die Juaven stießen ihre Gewehre in die steil abfallende Böschung, bildeten so eine Art Leiter und kletterten, das Fackelmesser in der Hand, von Abschnitt zu Abschnitt, von Baum zu Baum. Umsonst warfen die Oesterreicher ganze Reihen mit Kartätschen, ja selbst mit dem Bajonnet die Höhe hinab; die Stürmenden ergänzten sich

*) 14 Tage nach der Schlacht fand ein Appenzeller das Schlachtfeld noch so dicht mit Papier von Patronen überfäet, daß die ganze Gegend aussah, als ob sie mit Schnee bedeckt wäre.

unaufhörlich und gelangten auf die Ebene der Anhöhe, wo ein fürchterliches Morden begann. Die bis zur grimmigsten Wuth entflammten Franzosen, namentlich Zuaven und Turkos, gaben keinen Pardon und meßelten mit dem Bajonnet, Fackhnenmesser und Kolben Alles nieder, was sich noch in den Weg stellte. Ein französischer Offizier, der verwundet nach Mailand gebracht wurde, erzählt unter Anderem, daß er von dieser tigerartigen Wuth der Soldaten entsetzt gewesen sei. „Es war ein schauerliches Schauspiel“, berichtet er weiter, „diese wilden, von Staub und Pulver geschwärzten Schaaren wie losgelassene Teufel die Anhöhen hinaufstürmen zu sehen, während das Wirbeln des Sturm marsches, das Schmettern der Trompeten, das Geschrei der Kämpfenden und Sterbenden ein schauerliches Konzert bildeten.“ Die entsetzliche Schlacht von Solferino zeigt noch einige solcher Blut- und Mordscenen.

Die im französischen Heere dienenden Turkos sind Afrikaner aus Algerien, Neger, Mauren, Halb türken, also Muselmänner. Der Turko ist grausam, hinterlistig, eine blutgierige Bestie, während der Zuave zwar wild und ausgelassen, dagegen edel, ritterlich und ein Kinderfreund ist. Die Turkos sind ein sehr schöner Menschenschlag, aber wahre Wilde, schmutzig in ihrem Lager und oft betrunken. Man bringt ihnen ganze Hindsviertel, die sie auf dem Boden zerstückeln und mit den Händen zerreißen. Der Turko kennt kein Hinderniß beim Angriff: er schwimmt durch Flüsse, klettert fast senkrechte Höhen hinan und windet sich gleich dem Indianer durch Gebüsch und Bäume. Seine Uniform ist malerisch; der weiße Turban läßt die schwarzen und bronzenen Gesichtser noch wilder erscheinen. Die blaue Jacke und die weiten blauen Hosen gestatten willig freie Bewegung. Mit dem Gebüll und Geheul von Wahnsinnigen, in 100 und aber 100 Theile und Theilchen aufgelöst, stürzen die Turkos auf den Feind, um sich wie Ameisen unter ihn zu vermengen. Sie kommen, man weiß nicht woher. Wenn und wo man sich's am wenigsten versteht, erhebt sich auf einmal vom Boden eine braune oder schwarze Teufelsfratze und bohrt dem überraschten Feinde das Bajonnet oder Messer in die Brust. Dem Turko darf nie Pardon gegeben werden; denn er selbst giebt nie Pardon, und er würde Schonung bei erster Gelegenheit mit Mord vergelten. Einer seiner Lieblingskniffe besteht darin, sich todt zu stellen und so den unvorsichtig sich nähernden Gegner verrätherisch anzupacken und zu tödten. Bei Magenta stürzten sie sich wie Wahnsinnige auf die Oesterreicher; nur Eine Salve — und sie saßen ihnen schon im Nacken. Diese warfen die Gewehre weg und flohen in wilder Flucht; springend erreichten aber die Turkos ihre Opfer, und erbarmungslos stießen sie die armen Soldaten nieder, die um ihr Leben dahinarannten. Dann setzten sie sich auf die erbeuteten Kanonenkarren, zogen die Auszeichnungen der niedergehauenen Offiziere an und zwangen die Gefangenen, sie über das Schlachtfeld zu ziehen. Die wiederholten Befehle ihrer Offiziere, den bezwungenen Feind zu schonen, erwiederten sie mit der Aufforderung zu einander: die Mezelei fortzusetzen. — Die Turkos fürchten nur Eine Erscheinung: das ist die Ketterei; vor den Reitern fliehen sie wie Kinder. — Später, als die Oesterreicher diese Teu-

fel besser kannten, gebrauchten sie nur noch die Gewehrkolben wider sie.

Ein französischer Rittmeister, der sich bei Solferino mit seinen Leuten zu weit vorgewagt hatte, wurde von österreichischer Kavallerie verwundet und gefangen. Er übergab seinen Säbel dem österreichischen Hauptmann, und da er sah, daß bei der großen Menge Verwundeter das Verbundenwerden nicht so bald an ihn komme, und er auch kein Geld bei sich hatte, so bat er den österreichischen Hauptmann: dieser möge ihn auf Ehrenwort zurückgehen lassen, damit er sich verbinden lassen und Geld holen könne; in längstens 2 Stunden werde er wieder zurück sein. Diese Erlaubniß wurde eben so ritterlich ertheilt, als das Versprechen gehalten.

Bei Montebello legte ein Tyroler Jäger seine gefährliche Büchse auf den piemontesischen General Sonnar — den tapfersten und beliebtesten Offizier der Armee — an; da stürzte ein italienischer Soldat vorwärts, um den braven General mit seinem Leibe zu decken. Die Kugel pfiß, und der Soldat sank tödtlich getroffen zu Boden. Er hatte seinem General das Leben mit dem eigenen Herzblute gerettet. Der Held war ein Freiwilliger aus der Lombardei, — ein Marchese Fadini!

Am Tessinflusse standen auf der einen Seite die Oesterreicher, auf der andern die Franzosen auf Büchschenschußweite einander gegenüber. Da kam eines Tages ein Trupp Franzosen, die den Oesterreichern mit den Händen und Mützen zuwinkten, als ob sie sagen und zeigen wollten: „Schleppet nicht, wir haben keine feindselige Absicht!“ Als die Oesterreicher nicht schossen, stiegen die Franzosen zum Flußspiegel hinab, schöpften Wasser aus dem Flusse und tranken. Darauf warfen sie ihre Mützen jubelnd, gleichsam um zu danken, in die Höhe und gingen unbelästigt von dannen. Diese Szene wiederholte sich mehrere Tage nach einander.

Lassen wir hiemit den Vorhang über den Krieg und die Kriegsbilder fallen, und mögen wir keinen Anlaß bekommen, künftiges Jahr neue Bilder aus einem neuen Kriege aufzurollen!

Aus dem letzten Feldzuge.

Infanterist. D, i ha es guets Quartier. 3' Mittag und 3' Nacht geng a halbi Wi und zwüschent wenn i will.

Train. Das isch no nüt. Mir hei si bi jedem Esse zum Wi no geng es Fazenelli gä. I ha sitz afa as Doze binenandere; i cha se bald nimme gfergge!

Infanterist. Du Lappi! Das si ja Zwecheli, die me bi fürnehme Lüte geng bim Tisch het. Gieb Du das Züg ume, sunst chönt's no e Anzeig wegen Diebstahl absege.

Train. Sooooo!